



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Literatur aus und über Oesterreich.

Oesterreich und seine Staatsmänner. — Revue österreichischer Zustände. — Oesterreich im J. 1843. — Abteilungen im Grad.

Die Literatur über Oesterreich war in frühern Jahren pikanter. Wer erinnert sich nicht der zahllosen Reisenovelletten und Reiseskizzen aus Oesterreich, die einst Mode waren, wo jedes Wort wie ein Blitz oder ein Irrlicht großartig die kimmerische Finsterniß da drüben zu erhellen meinte, wo die „Phäaken“ und die „Bachhändel“ eine so große Rolle spielten und jede Zeile wenigstens ein summarisches Verdammungsurtheil enthielt. Ausländische Touristen pflegten ihre Ferien in dem großen Nachbarreich zu verlungern, sahen die fremdartige Welt mit großen Augen an, verwechselten in der Regel Volk und Regierung, Beamte und Laien, und schossen dann, wenn sie wieder über der Grenze waren, todesmuthig ihre glühenden Pfeile zurück in ein Land, das sie nicht verstanden und um dessen Wohl oder Weh sie sich im Grunde des Herzens auch blutwenig gekümmert hatten. Seitdem hat man in Literatur und Politik große Fortschritte gemacht. Auch Oesterreich ist nicht zurückgeblieben; es hat selbst angefangen zu reden und vor seinem ersten Wort ist plötzlich das leichtsinnige Gezisch und Gezwitzcher all der zahllosen Wandervogel verstummt. Die Welt horcht aufmerksamer hin auf diese Kunde über Oesterreich, die aus Oesterreich selber kommt. Die jetzige Oesterreich-Literatur schwillt täglich höher an und wir wollen nicht läugnen, daß die „Speculation“ (nicht im philosophischen Sinne) auch hier, wie überall, eine der größten Literaturquellen sein mag; im Allgemeinen aber zeichnen sich diese Schriften aus Oesterreich durch große Wahrheitsliebe und echte wohlmeinende Freisinnigkeit aus. Man darf sich nicht wundern, daß sie weder den koketten Fächer einer glatten, schillernden Prosa, noch die scharfe Streitart norddeutscher Dialektik zu führen verstehen. Die

Leute, die da reden, haben keinen Weltsehmerz und keine Philosophie studirt; sie machen eben jetzt ihre politischen Studien; was sie sagen, ist das erste Fallen des erwachenden Volksbewusstseins. Wir werden von Zeit zu Zeit dieser Literatur unsere Aufmerksamkeit zuwenden und ihre neuesten Erscheinungen besprechen; diesmal bloß eine flüchtige Uebersicht des Neuesten.

a) Oesterreich und seine Staatsmänner. Ansichten eines österreichischen Staatsbürgers über Oesterreichs Fortschritte seit dem Jahre 1840. 2 Bände. Leipzig 1843. (Ph. Reclam jun.) — „Schaun's," sagte der Verfasser vor zwei Jahren in einer Gesellschaft von Leipziger Schriftstellern, „mit die Fortschritt', was Oestreich seit anno 40 g'mocht hot, kann ich Ihnen zehn Bänd' onfüllen.“ Bis jetzt sind es zwei Bände, und diese sind um mehr als einen zu viel. Der Verf. hat eine Masse gutes Material und interessante Details zusammengehäuft, weiß aber damit nicht umzuspringen. Er könnte einen überlegenen Mitarbeiter brauchen. Reich an ausführlichen Citaten, sehr wohlmeinend und sehr besonnen, regt er zwar die wichtigsten, nationalösterreichischen Fragen an, trägt aber gerade nicht zu ihrer Lösung bei. Zur Lebensgeschichte berühmter Persönlichkeiten trägt er die nöthigen Data, Geburts- und Todesjahr zc. genau mit, sein Urtheil aber ist mehr kindlich, als treffend oder selbständig. Ueber den Fürsten Metternich (sieh S. 33, 1. Band) ist er so bescheiden, „das allgemeine Urtheil weder umstoßen noch berichtigen zu wollen.“ Nun gibt es aber bekanntlich gar viele ganz verschiedene Urtheile über den Leiter der österreichischen Politik. Welches will nun der Verfasser nicht umstoßen? Einzelne Unterbeamte, die entweder todt oder abgesetzt sind, bespricht er mit großem Muth und rücksichtsloser Strenge. Ohne schöpferisch zu sein, hat er oft gar kühne Phantasien; so läßt er in einer Gaukelbude im Wurfelpirater eine Sitzung des geheimen Staatscabinet's darstellen, wobei natürlich zwischen den respectiven Gesandten und Ministern die großartigsten Gespräche über Rußland und das europäische Gleichgewicht fallen. Einige Criminalnovellen waren früher schon im „Komet" und in den „Rosen" abgedruckt. Der 2. Band dieses Werkes bringt religiöse Schilderungen, die manches Neue enthalten, aber mit vorsichtiger Kritik gelesen werden müssen. Der Verf., welcher in seinem frühern Werke (Oesterreich im J. 1840) als „österreichischer Staatsmann" auftrat, hat sich jetzt bescheidenlich zum „Staatsbürger" degradirt. Dies scheint in der That seiner Schreibart genügt zu haben. Noch etwas Gewissenhaftigkeit mehr und er kann es am Ende noch recht weit bringen!

b) *Revue österreichischer Zustände*. Zweiter Band. Leipzig, 1843. (Philipp Reclam jun.) Der erste Band dieser *Revue* ist ein Machwerk, das vom Verf. des vorhin angezeigten Werkes herrührt und zwar aus einer Zeit, da dieser Autor noch im Flügelkleide, als „österreichischer Staatsmann“ verkappt, in Norddeutschland umherspazierte. Der zweite Band hat angeblich mehrere Redactoren, deren Arbeiten theils ursprünglich deutsch geschrieben, theils in's Deutsche übertragen sind. Das Programm entwickelt in etwas unbeholfener, aber populärer Sprache das Princip, von dem die *Revue* ausgehen will und dies Princip ist: Gesetlicher Fortschritt! Zum ersten Mal finden wir hier von Oesterreich aus dieses inhalt- und zukunftreiche Wort mit Entschiedenheit und loyaler, unaffectirter Freisinnigkeit ausgesprochen. Dieses Programm, gleich entfernt von Schmeichelei wie von Schmähsucht, läugnet durchaus nicht die jetzige Unbehaglichkeit der österreichischen Zustände, sieht aber den Grund dieser Krankhaftigkeit nicht im gewaltigen Wurzelwerk Oesterreichs, sondern in der überwuchernden Schmarozervegetation, die den großartigen Baum umrankt; in der Demoralisirung der Unterbeamten, die an der schlechten Ausführung vortrefflicher Gesetze, an der Entfremdung zwischen Regierung und Völkern, an der Lähmung und Erschlaffung des Volksgewisses, an dem niedern Stand der allgemeinen Bildung schuldig erkannt werden; als Heilmittel gegen diesen Krebschaden wird, wie überall mit Recht geschieht, größere Oeffentlichkeit, erweiterte Freiheit der Presse, überhaupt mehr Vertrauen zu den Völkern empfohlen. Zu tabeln aber finden wir an der *Revue*, daß sie, die doch in deutscher Sprache geschrieben ist, die eigentlich deutschen Völker Oesterreichs, das Erzherzogthum, Tyrol, die Steiermark, die deutschen Grenzböhmern nicht im Mindesten berücksichtigt. Doch vielleicht geschieht dies in einem nächsten Bande. Der zweite Band bringt dafür einen unendlich langen, sehr belehrenden, aber auch an Wiederholungen reichen Artikel über den Panflavismus, der in so stürmischem und gereiztem Tone geschrieben ist, daß man der *Revue* leicht einen rein slavischen Standpunkt unterschieben könnte. Es ist fern von uns — wir haben dies mehrmals bewiesen — den Culturbestrebungen der slavischen Völker nicht alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber es ist denn doch einseitig, Oesterreich als eine rein slavische Macht ansehen zu wollen, weil eine große Mehrzahl seiner Untertanen aus Slaven besteht. Die geistige Herrschaft war bisher deutsch und wird es bleiben; weil gerade nur unter dem Schutze des deutschen Geistes und an ihn gelehnt, der slavische zu einem höhern Leben erwachen und erstarken kann. Eben so unbillig erscheint uns der Ton der Bekränktheit und des

Trozes, mit dem jener Artikel sich gegen Deutschland wendet; denn es ist ein großer Irrthum, zu wähnen, daß wirklich die öffentliche Meinung, die Gesammtheit der deutschen Nation mit Scheelsucht oder Mägwohn das erwachende Leben des Slaventhums betrachte. Wenn Einzelne sich in einer absprechenden und vornehmen Weise über slavische Dinge äußern, so hat man dies dem Umstand zuzuschreiben, daß der slavische Boden in der That noch eine terra incognita ist. Ruhige, belehrende Vermittlung ist es also, die Noth thut und vor der allmählig die gräberlichen Stimmen eines halb erloschenen Nationalhasses verstummen werden.

c) Mehr vom deutschen Standpunkte ist Oesterreich im Jahre 1843. (Hamburg. Bei Hoffmann und Campe 1843.) geschrieben. Auch diese Schrift, die sich außerdem viel mit dem Finanz- und Handelswesen befaßt, kämpft mit Armen und Beinen gegen die Autorität und Macht der Unterbeamten. Im Gegensatz zu Oesterreich und dessen Zukunft, welches so bitter über Unterdrückung des Adels klagte, möchte dieser Publicist die Privilegien der Ueblichen noch mehr beschnitten sehen. Im Allgemeinen sucht er in dem Mangel an Volkserziehung und in der dicken Scheidewand, welche die Bürokratie zwischen Thron und Volk gebaut, die Gründe, warum letzteres seine Wünsche noch nicht laut und unumwunden ausgesprochen habe.

d) Dürfen wir es wagen, nach einer Musterung dieses prosaischen Fußvolks der Presse, einen glorreichen, ritterlichen Kämpfen aus Oesterreich vorzuführen, der einsam über Klippen und Gletscher zu gehen gewohnt ist? Wir meinen Anastasius Grün, der aus seinem Asyl am Hart wieder einige melodische Waldhornklänge zu uns herüberwendet. Denn weich und elegisch, wie Waldhornklang, tönt jetzt, trotz des harten, schweren Versganges, das Lied dieses viel gepriesenen und doch in jeder Hinsicht verkannten Dichters. Es gab eine Zeit, wo Anastasius Grün als vorzugsweise politischer Dichter galt. Wir wollen uns hier nicht in eine neue Discussion über das hundertmal durchgedroschene Thema: „Politische Poesie“ einlassen; genüge es zu bemerken, daß wir Grün stets für einen unserer ersten Lyriker, aber nie für einen Helden des politischen Liedes hielten. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ haben durch echt liebenswürdige, österreichische Gemüthlichkeit, durch gesunden Humor und ursprünglich heitere Lebensanschauung, bei einer naiven, eines Naturmenschen würdigen Polemik gegen einzelne Uebelstände, ihren Vorbeer verdient. Falsch aber waren die Voraussetzungen und die Ansprüche an den Dichter, die man darauf stützte. Denn man wird in den „Spaziergängen“ vergebens jene tiefern Ideen, jenen höhern Stand-

punkt suchen, die den großen politischen Dichter machen. Er steigt auf den Kahlenberg und erhebt sich, bei der edelsten Schwärmerei, doch nicht über die Wiener Sphäre. Im „Schutt“ variierte er gar oft nur einige kostbare Zeitwörter: Zeit, Licht, Jahrhundert u. s. w., wie ein Kind, das im phantastischen Sinnen mit Perlen und glitzernden Juwelen im Sonnenschein spielt. Wir glauben, daß er seiner Natur vollkommen getreu, daß er ganz der Dichter der „Spaziergänge“ blieb, indem er das Idyll: „Die Nibelungen im Frack“, (Leipzig, Weidmann 1843), dichtete. Wir nennen es Idyll, Andere ein humoristisches Epos. Jedenfalls ist es reich an reizenden Schildereien und weichen, gemüthlichen Ergüssen. Der Herzog Moriz Wilhelm von Meiningen, der Held des Gedichtes, geht ganz in seiner Leidenschaft für die Basgelge auf; er regiert sein Ländchen als Capellmeister, mit dem Fidelbogen in der Hand; mit der Violine erzwingt er sich Frieden, besiegt er den Aufuhr, macht er sein Völkchen glücklich. Die Ausführung der Idee führt in den Details oft zur Bizarrie; dies und der Titel des Ganzen hat wohl Manche verleitet, das Gedicht als den Versuch zu einem humoristischen Epos anzusehen. Aber man lese die ersten Capitel und man wird auch etwas Tendenz bemerken, von der sich Grün's Muse bei ihrem didaktischen Gang nie ganz frei erhält. Der Herzog wird uns als Knabe vorgeführt, der sich nach Thaten mit Feder, Schwert und Art sehnt; sein Prediger weiß ihm aber stets eine böse Geschichte von den Folgen solchen Strebens zu erzählen; durch Feder, Schwert und Art wird die Menschenhand so oft zum Hochgericht, zur Brandfackel; Herr Sittig aber spricht:

„Es sei die Hand des Menschen wie Vogelfang und Sonnenlicht!“ Der kleine Herzog ist erschüttert und hält wirklich seine Hand „von Blut- und Dintengräuel rein“; er regiert mit der Violine und so entsteht die Geschichte dieses barock-rührenden Fürstenlebens. Freilich ist selten eine That ganz schulbrein; aber ohne Thaten gibt es nur Paradiese, Träume von goldenen Zeitaltern: keine Welt und keine Weltgeschichte. Man weiß nicht, ist der Dichter erbaut von seinem Violinfürsten oder will er sich über ihn sanft lustig machen. Fast scheint es, der Dichter lächelt durch Thränen und dieses Dämmerlicht ist es, was dem Gedicht einen humoristischen Anflug gibt. Aber Grün hat die Blumenfülle seiner Dichtung durch eine starke, scharfe Dornenhecke verschanzet. Segen wen? Segen die politischen Dichter und Journalisten dieser Tage. Die Bitterkeit kann man dem verkannten und verkuimdeten Sänger verzeihen: den Mißverstand darin muß man widerlegen. Wir halten die jetzigen politischen Sänger nicht eben für Meister Sänger, aber ihre Richtung im Allgemeinen sieht hoch über der von 1829 und 30. Wenn Grün bemerkt:

„Doch vorwärts geht's allüberall, wo's sonst nach rückwärts wich,
Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's sonst schlich u. s. w.“

so ist das eine philiströsere, prosaischere Anschauung, als er sie den ärgsten Politikastern in Versen vorwerfen kann. Noch überraschender aber ist die Frage:

„Wo ist in deutschen Landen ein Reich, ein Völkerherz,
So arg gedrückt, geknechtet, daß es aufschrei vor Schmerz?“

Wie, also nur in solchen Fällen darf der politische Dichter singen? Ist die Poesie nur eine barmherzige Schwester, die für den Verwundeten bettelt, bittet, Charpie zupft? Die für den armen Sünder um Gnade fleht? Grün ahnt nicht, was in Deutschland vorgeht, daß eine Stimmung sich vieler Gemüther bemächtigt hat, die, bei allen Extravaganzen von allen Seiten, doch eine, grunbeide und große ist: das Bewußtsein einer herannahenden großen Zukunft, das Gefühl, daß es sich um Sein oder Nichtsein, um Größe und Ehre der Nation handelt. Die politische Poesie ist nicht bloß ein Advocat für Leibeigene

gegen schlechte Gutsherrn oder für steuerbedrückte Völkler gegen tyrannische Landesväter: sie ist auch eine Heroldin, ein Echo solcher innern Nationalerhebung. Edler Grün, Du hast Dich, wie damals, als Du auf den Kalenberg fiegst, noch nicht über die provinzielle Wiener Atmosphäre erhoben.

II.

N o t i z.

— — Wenn ein Kranker sehr bedenklich wird, beruft man ein Concilium von Doctoren, die so lange lateinisch sprechen, bis er den Geist aufzugeben droht. Dann gibt man ihm etwas Moschus ein und dann heißt es bald: Consummatum est und die Aerzte gehen auseinander, ohne über das Wesen der Krankheit und den Grund des Todes einig geworden zu sein. Nun die Völkler geben nicht so leicht den Geist auf, wie ein armes verpfushtes Individuum, wenn auch ihre sogenannten Aerzte, die Diplomaten, sehr viel Französisch sprechen. Aber ein bedenkliches Zeichen bleibt es doch, wenn über ein Volk der politische Concurrs ausbricht, d. h. wenn ein Diplomatencongreß zur Ordnung seiner Verhältnisse zusammentritt, wie jetzt einer Spaniens halber wieder zusammentreten soll. Die Congresse, eine Nachahmung der alten Kirchenconcilien, haben Europa in diesem Jahrhundert schon oft heimgesucht; sie geben den Völkern nicht gerade Moschus ein, aber sie treiben den Krankheitsstoff häufig aus den Beinen nach der Brust, aus den Armen nach dem Kopf; sie heilen mit einer starken Dosis China das kalte Fieber und erzeugen für die Zukunft eine gefährliche Leberverhärtung. Die langen Verhandlungen des westphälischen Friedens haben Deutschland wenigstens eben so viel Wunden geschlagen, wie der 30jährige Krieg; 1815 war eine Vorarbeit zur Sultrevolution und der Congreß von Verona zum jetzigen. Alle Parteien, heißt es, Christinos, Carlisten (und Esparteristen?) werden auf demselben vertreten sein, um mit Hilfe der großen Mächte sich zu vergleichen. Sich? Nein, die großen Mächte sind es, die sich vergleichen sollen; denn ohne ihre fortwährende geheime Einmischung wäre die jetzige offene nicht nöthig geworden. Wir sind neugierig, was der französische Hahn und der englische Leopard einander für Complimente machen werden über ihre gegenseitige kosmopolitische Uneigennützigkeit und was der große Eisbär dazwischen brummen wird. Eine militairische Intervention ist vielleicht noch nicht gerathen; der spanische Kampfstier ist noch nicht genug abgehezt und die Diplomatie, die sich so gern nachrühmen läßt, daß sie mit ihren Sammetpfötchen die gefährlichsten Fragen unblutig löse, betritt das Schlachtfeld gewöhnlich erst dann, wenn die Helden beider Parteien ruhig am Boden liegen. Möge der versprochene Congreß nur die eine gute Folge haben, daß er die armen deutschen Zeitungen beruhigt, die mit ihren zahllosen Correspondenten in großen Nothen sind. Wenn die Anarchie noch lange dauert, so bekommen sie das Delirium hispanicum. Sie wälshen so schon über deutsche Politik genug, was Einem spanisch vorkommt.